

CONCILIUM aktuell

Jean Pierre Jossua

Bilanz des Theologischen Kongresses von CONCILIUM im September 1990 in Löwen

Einige Monate nach dem im September 1990 in Löwen abgehaltenen zweiten Kongress von CONCILIUM ist eine kurze Bilanz wohl möglich. Sie wird sicher einseitig ausfallen, da ich diesen Kongress von meinem persönlichen Standpunkt aus betrachte.

Die Vorgeschichte des Kongresses war von einer Abfolge zunehmender Erweiterungen gezeichnet. Anfänglich hatte man eine Versammlung von etwa hundert Theologen um eine klar umschriebene Thematik und unter Ausschluß der Massenmedien geplant. Dann wuchs die Zahl der vorgesehenen Teilnehmer; auch die Thematik weitete sich bedeutend. Schließlich wurde beschlossen, zu den geladenen «Mitgliedern» noch dreihundert «Beobachter» (Studenten, Interessenten) zuzulassen und die Presse einzulassen. Diese Entwicklung verstand sich als Öffnung, hat aber beinahe zum Scheitern geführt, denn die Unterscheidung zwischen zwei Kategorien von Teilnehmern mit unterschiedlicher Redeerlaubnis wurde als ungerechte Bevorzugung empfunden. Der mißliche Zustand verschärfte sich noch, als sich eine Anzahl kompetenter Theologen als «Beobachter» einschrieb, nachdem der numerus clausus von zweihundert «Mitgliedern» schon erreicht war. Es hatten sich 1970 in Brüssel weiß Gott auch Spannungen ergeben. Aber die siebenhundert Beobachter protestierten damals nicht. Immerhin konnte in Löwen bereits am Montag verhindert werden, daß dieses Problem die Begegnung vergiftete. Man verzichtete einfach auf jede Unterscheidung, mit dem Ergebnis freilich, daß sich der «Theologische Kongress» in ein Gesprächsforum verwandelte. Das konnte gut, aber (beinahe) auch schlecht ausgehen, vor allem in den nachmittäglichen

Generalversammlungen. Und in dem Maße, wie es gelang, den Ablauf dieser letzteren ungefähr nach dem Tagesthema abzustecken, entstand der Eindruck, man verhalte sich hinsichtlich nicht weniger Interventionen, die gewisse Teilnehmer außerhalb aller vorgesehenen Thematik zu machen wünschten, recht repressiv.

Bekanntlich waren schon im Februar 1990 in einem CONCILIUM-Sonderheft insgesamt sechs vorbereitende Beiträge veröffentlicht worden, je zwei zu jedem der drei Kongrestage, auf denen nacheinander Gedächtnis, Gegenwart und Vorwegnahme (soweit diese Instanzen voneinander getrennt werden konnten) behandelt werden sollten. Man wollte uns «an die Schwelle zum dritten Jahrtausend» führen. Diesen Vorträgen sollte sich am ersten Kongressabend außer den Ansprachen des Vorsitzenden Anton van den Boogaard und des Kardinals Daneels noch ein weiterer Vortrag anschließen, der die Verbindung mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil herstellen sollte. Man hatte sich zuerst an Edward Schillebeeckx gewandt; er konnte ihn aus Gesundheitsrücksichten nicht übernehmen. Giuseppe Alberigo improvisierte daraufhin in wenigen Tagen einen ausgezeichneten Beitrag zu diesem Thema. Bei den vormittäglichen Generalsitzungen faßten ihn die Autoren der einleitenden Vorträge kurz zusammen und aktualisierten ihn; sodann versuchten jüngere und nicht zum Direktionskomitee zählende Gegenreferenten eine kritische Analyse und entwarfen einen zusätzlichen Beitrag.

Der Gedankenaustausch in den anschließend arbeitenden «Sprachgruppen» sollte eine Diskussion aller dieser Vorschläge ermöglichen — eine im allgemeinen ruhige, ergebnisreiche und positiv beurteilte Debatte — und die nachmittäglichen Generalversammlungen vorbereiten. Der in diesen Interventionen ausgewählte ungeheure Stoff könnte sich unter fünf verschiedene Titel einordnen lassen: 1. Die kirchliche Vergangenheit betreffende Beschwerden, 2. Gründe der Beunruhigung hinsichtlich der gegenwärtigen Lage der Kirche und der Gesellschaft, 3. Theologische Grundlagen für eine konstruktive Haltung gegenüber den Herausforderungen der Gegenwart und der Zukunft, 4. Hauptaufgaben der heutigen Zeit, 5. Zeichen der Hoffnung aufgrund von Beobachtungen und der Mitwirkung aktueller kirchlicher und gesellschaftlicher Bewegungen. Es wäre natürlich uninteressant, hier diesen ganzen Stoff aufzuführen, und unmöglich, ihn zur Synthese zu bringen.

Man würde sich freilich eine völlig falsche Vorstellung vom Löwener Kongreß machen, wollte man von dem oben Gesagten her meinen, er sei ein rein intellektuelles Ereignis gewesen. Das wäre nicht nur deswegen verkehrt, weil er unter diesem Gesichtspunkt eher enttäuscht hat, sei es wegen der Denkleistungen selbst, sei es wegen der Schwierigkeit, in diesen Tagen eine einigermaßen gründliche Arbeit zu leisten. Verkehrt wäre es vor allem auch deshalb, weil der Kongreß ein ganz außergewöhnliches Begegnungsgeschehen war. Theologen und Theologinnen aus einundfünfzig Ländern haben sich gegenseitig entdeckt, angehört und befreundet. Viele vereinsamte Menschen erlebten einen erfrischenden Austausch mit anderen und fühlten sich in manchmal bei ihnen zu Hause minoritären, ja der Verfolgung ausgesetzten Standpunkten bestärkt. Es kam zu zahlreichen horizontalen Zusammenkünften am Rande des Kongresses und mit seiner Hilfe, zu Zusammenkünften von Frauen, von spanischsprachigen Theologen (viele bedauerten es, daß Spanisch keine offizielle Sprache war), von Leuten aus der Provinz Québec, von Dominikanern und Dominikanerinnen usw. Die Gasthäuser der Löwener Altstadt waren bei noch dazu milder Witterung für diese ersten Begegnungen und für die Wiedersehensfreude alter Bekannten der rechte Rahmen.

In dieser Hinsicht unterschied sich das Klima wirklich sehr von dem der Brüsseler Tagung 1970. Es gab mehr Humor, man lachte häufiger, und es herrschte nicht die Zwangsidee, unbedingt eine Schlußbotschaft aufstellen zu müssen, die ja letztlich doch im Leeren verhallt; es gab auch nicht mehr den Starkult gegenüber den «großen», ehrfurchtsvoll angehörten Theologen. Das Gewicht lag auf der Gruppenarbeit. Doch ist das Wesentliche mit diesem Hinweis auf den Kongreß als Begegnungsgeschehen noch nicht gesagt.

Tatsächlich lag der große Wandel in Bezug auf den vorausgegangenen Kongreß nicht auf dem Gebiet der Freundschaft und andererseits auch nicht auf dem Inhalt der Interventionen; die neuen Stimmen, die sich zu Wort meldeten — das war das Neue. Man vernahm sie in den Gruppen und in den großen Versammlungen: Stimmen der Laien, der Frauen, der Afrikaner, der Lateinamerikaner, der Asiaten, der Christen Osteuropas. Nicht mehr ein Diskurs über sie, sondern endlich ihr eigener Diskurs! Andersgeartete und sogar unvereinbare Stimmen, manchmal provokant oder beschwörend, jedenfalls schwer in einen «männlich-kleri-

kal-universitär-westlichen» theologischen Diskurs zu integrieren, so wie er noch in den vorbereiteten Beiträgen oder den Gegenberichten vorherrschte.

Man hat am Schluß des Kongresses oft behauptet, eine Theologie des Zeugnisses habe die diskursive Theologie abgelöst. Das mag stimmen, nur muß man die Sache ein wenig klären. Auf der Tribüne schienen die beiden Typen von Interventionen wirklich miteinander unvereinbar, außer daß man sich brüderlich anhörte. Aber einerseits schaffen diese «andersartigen» Theologen auch stichhaltig argumentierende Werke oder Beiträge, die die anderen lesen und auf die sie sich oft berufen. Andererseits gibt es auch in der «westlichen» Theologie eine starke Strömung, die der Herrschaft des Begriffs mißtraut und sich auf das Zeugnis gründet. Der entscheidende Punkt liegt darin, daß es sich hier nicht zuallererst um «Zeugnis» (des Glaubens) handelt, sondern um «Bericht» (einer Situation). Unablässig kommt die soziale Wirklichkeit — Diskriminierung, unerträgliches Elend, politische, kulturelle oder religiöse Unterdrückung — ins Wort als der unumgebbare Kontext einer christlichen Existenz und einer authentischen Denkarbeit. Das ist es, was viele Dinge verändert. Vielleicht ist es gar nicht so sehr ein eigentlich theologisches, sondern vielmehr ein politisches und kirchliches Problem, man sage, was man will. Ich werde darauf zurückkommen. Ich möchte aber diesen Abschnitt mit dem Hinweis darauf beenden, daß wenig junge Stimmen zu hören waren (wenn auch das Durchschnittsalter nicht sehr hoch lag) und die Anwesenheit einiger Freunde aus dem Osten nicht die Tatsache verbergen konnte, daß in Europa trotz der ungeheuren Veränderungen in den letzten zwei Jahren die Karten noch nicht neu verteilt sind.

Ich will auf die einigermaßen expliziten theologischen Aussagen zurückkommen, die wir gelesen oder uns auf diesem Kongreß angehört haben. Interessant waren der Stil und die Methode. Zuerst fiel uns nämlich ein militanter, ja sogar entschiedener ideologischer Diskurs auf: Das Neue Testament und die Geschichte des Christentums wurden mit dem begrifflichen Rüstzeug eines aktuellen, kämpferischen Einsatzes kritisch neu interpretiert. Mehrfach haben wir die erneuernde Kraft dieses militanten Diskurses beobachten können, dann aber auch wieder die Gefahr, ihn zum alleinigen Schlüssel für das Verständnis des Evangeliums hochzusteigern, sowie die Gefahr willkürlicher Rekonstruktionen

der Geschichte. Sodann erlebten wir einen kritischen Diskurs über die kirchlichen Praktiken und die Selbstdarstellung der Kirche. Darüber konnte man sich ja einigen, man hat aber auch auf das abgehoben, was an all dem situationsbedingt und relativ wird, wenn andere Umfelder des Lebens der Kirche in der Welt in Betracht gezogen werden. Wir hörten einen apologetischen Diskurs: Da spricht man eine ungelöste Frage des menschlichen Daseins an, ja sogar ein erschreckend schweres Problem des heutigen Lebens auf unserem Planeten und gibt vom Evangelium her eine Antwort. So etwas ist natürlich annehmbar, wenn es darum geht, zum Handeln zu motivieren, was hier gewiß der Fall war. Man begibt sich jedoch auf eine ziemlich abschüssige Bahn, wenn man wie so oft in der katholischen Kirche auf sogenannte «christliche Lösungen» ausweicht. In Löwen herrschte die Befürchtung, die Analyse selbst würde in ihrem radikalen Pessimismus durch den Willen abgelenkt, das Heil in Christus der Tiefe unseres Elends entgegenzusetzen. Wir vernahmten auch einen meta-theoretischen und typologischen Diskurs. Er warf ein scharfes Licht auf unsere intellektuelle Situation. Das war gewagt, denn er drohte abstrakt zu werden und im Hinblick auf eine doch immer so komplexe kulturelle Erfahrung falsch gelagert zu sein. Schließlich hatten wir in dem Text von Gustavo Gutierrez — er selbst wurde durch dringende humanitäre Aufgaben in seinem Land zurückgehalten — sowie in den Interventionen seiner Freunde einen bekennenden Diskurs vor uns. Das Negative und Militante darin öffnet dem Hörer die Ohren für die wesentliche biblische Botschaft. Nebenbei gesagt erhielt Jon Sobrino vom Kongreß an Stelle der Abwesenden und Abgeschiedenen starken Beifall.

Nach diesem kurzen, notgedrungen unvollständigen Einblick in die Sache selbst stehe ich rückblickend einigermaßen betroffen vor dem Verschwinden der deduktiven und historisch-positiven Diskurse, die allen Arbeiten unserer Disziplin vor vierzig Jahren das Gepräge gaben und noch 1970 in Brüssel unter erneuerten Formen weithin vorherrschten. Hier in Löwen wurde in allen Fällen ein dem theologischen Feld äußerlicher — kultureller oder faktischer — Hebel angesetzt. Und diese Entdeckung kann uns helfen, einen der Gründe des Kontrastes und der schwierigen Beziehungen zu begreifen, die zwischen diesem Ganzen doch so unterschiedlicher Theologien und jener Theologie bestehen, die in der katholischen Kirche amtlich be-

stätigt, ja sogar dazu berufen ist, die autoritär vorgelegten Unterweisungen zu begründen. Nennen wir diese Theologie «neu-römisch». Aber solche Aufschriften sind nie ganz zufriedenstellend.

Diesbezüglich ist es nicht unwichtig darauf hinzuweisen, daß auf dem Kongreß überraschenderweise jegliche Polemik gegen die «amtliche» Theologie der Kirche fehlte. Gewiß, man hat offizielle Lehrpositionen institutioneller oder ethischer Art erwähnt, die auf autoritativem Weg mißbräuchlich aufgedrängt werden, während sie doch als geschichtlich relativ zu betrachten sind; erwähnt hat man in Löwen auch die ungerechte Art und Weise, den Theologen die gegenwärtigen Übel aufzulaisten, deren Auswirkungen zu begrenzen sie vielmehr geholfen haben; man hat auch schließlich noch darauf hingewiesen, wie sehr ein oft selbstgerechter und sich selbst rechtfertigender Diskurs, ja auch eine Art theologischen Funktionärstums, das ganz auf Zubringerdienste für die kirchlichen Institutionen eingeschworen ist, begünstigt wird. Der Versuch einiger Leute hier auf dem Kongreß, dem unterdrückerischen oder mißbräuchlich männlichen westlichen Christentum den Prozeß zu machen, hatte sowohl die «offene» als auch die offizielle Theologie im Auge. Und übrigens war dieser Prozeß so umfassend angelegt, daß man sich fragen konnte, was denn den einen oder anderen Tribun an der christlichen Bewegung überhaupt noch anzieht.

In der maßvollen Art innerkirchlicher theologischer Kritik liegt sicher der Grund für das relative Scheitern eines sehr energischen Beschlußplans, den einige Freunde der Generalversammlung zur Abstimmung vorgelegt haben und der gewisse Aussagen des von der Glaubenskongregation veröffentlichten Textes über die Berufung des Theologen aufs Korn nahm. Dieser Beschluß wurde am letzten Morgen des Kongresses von immerhin mehr als zwei Dritteln der Anwesenden gebilligt, konnte aber nicht die für eine Kongreßerklärung notwendige Dreiviertelmehrheit erreichen. Mehrere Teilnehmer haben ihre Stimmenthaltung privat mit dem Gefühl begründet, der Text sei dem Löwener Ereignis, so wie es sich abgespielt hat, fremd.

Ich möchte hier anfügen, daß eine Gruppe feministischer Theologinnen einen anderen Textentwurf vorbereitet hatte. Er kam der anfangs angekündeten Tagesordnung nach zu spät und konnte nicht zur Abstimmung vorgelegt werden. Er war an das Direktionskomitee von CONCILIUM gerichtet und beabsichtigte eine vermehrte Teilnah-

me der feministischen Theologie in den verschiedenen Sektionen. Eine Anzahl in Löwen anwesender Frauen fühlte daher ein gewisses Unbehagen: Zeigt sich in der feministischen Theologie nicht die Tendenz, sich als einziger Ausdruck der Stimme der Frauen zu verstehen? Braucht CONCILIUM mehr Frauen oder mehr Feministinnen? Vom Standpunkt mehrerer westeuropäischer Länder aus gesehen ist das eine überaus zutreffende Frage.

Es ist sicher verhältnismäßig leicht, in anderem, institutionell stärker gefügtem Theologisieren als dem unsrigen oder in bestimmten Stilarten pastoraler Leitung ein Auseinanderklaffen zwischen dem Evangelium, wie es die Kirche verkündet, und seiner konkreten Verwirklichung anzukreiden, eine Diskordanz, die zu heillosen Verzerrungen werden kann, wenn man die Herrschaft durch den Dienst, den Gehorsam durch die Freiheit oder den (kollektiven) Reichtum durch die (individuelle) Armut rechtfertigt. Man hatte aber in Löwen den Mut, mehrmals einige noch tiefer beunruhigende Fragen zu stellen: Können echte Caritas, aufrichtigster und selbstlosester Eifer für die Wahrheit und leidenschaftliches Streben nach Einheit nicht auch verderbliche Auswirkungen haben? Ein Ausblenden der Forderungen nach Gerechtigkeit, ein Mangel an Ehrfurcht vor den Gewissen und gutgemeinte Vereinfachungen vermögen sehr wohl die so fruchtbaren Verschiedenheiten einzuebneten und auszuwischen! Der in bester Absicht, ja auch echt wissenschaftlicher Zuständigkeit vollzogene Rückgriff auf die Heilige Schrift kann erlauben, daraus ganz unterschiedliche Interpretationen und manchmal verheerende Schlüsse zur eigenen Rechtfertigung zu schöpfen! Man hat als Gegengift die unbedingte Notwendigkeit erwähnt, die schlichtesten, allgemeinsten menschlichen Vermittlungen nicht einfach zu übergeben; die Vernunft, die skrupulöse Wahrhaftigkeit des Diskurses, eine anspruchsvolle Gerechtigkeit, die Achtung des anderen in seiner Freiheit und seiner körperlichen Existenz. Kein religiös begründetes Ausblenden dieser elementaren Haltungen dürfte erlaubt sein. Und was auch einige Freunde — kraftvoll und nicht ohne Grund — über die Kehrseite unserer «Modernität» in den einstigen «Kolonialländern» sagen mochten, so ist doch mit Nachdruck zu betonen, daß wir dieser Modernität einige der grundlegenden Forderungen verdanken, in deren Namen wir diese Modernität selbst gegenwärtig in Frage stellen.

Für die theologische Arbeit konnten wir in Lö-

wen aufgrund einiger Vorträge und auch der Gesprächsrunden eine ziemlich genaue Abfolge von maßgebenden Kriterien feststellen, die vermutlich zum bleibenden theoretischen Beitrag des Treffens gehören. Ausgangsbasis war die Idee des Gedächtnisses als Stützpunkt für das christliche Denken und die christliche Praxis. Es hat sich gezeigt, daß das Gedächtnis der Vergangenheit zwar umstürzend wirken kann, häufiger kommt es aber nur zur bloßen repetitiven Aussage des Gewesenen. Erst dann wird das Gedächtnis fruchtbar, wenn es von einer andrängenden brennenden Aktualität in Frage gestellt wird, einer Aktualität positiver und neuer Erfahrungen oder einer solchen der Leiden und Kämpfe unserer Zeit. Gedächtnis und Aktualität werden so einander nahegebracht und machen die «Geschichte» sowohl als Disziplin der Kenntnis der Vergangenheit als auch als Auftrag einer zu erbauenden Menschheit fruchtbar.

Aber ein neuer Ansatz macht sich sogleich geltend. Denn sicher kann das Kriterium eines akuten Kampfes entscheidend eine anfängliche Neubewertung auf die christliche Vergangenheit provozieren; es kann aber auch zu einem schwer lastenden ideologischen und einspännigen Faktor werden, der das Gedächtnis der Vergangenheit unerträglich verkürzt. Das geschieht, wenn sich dieses Kriterium nicht wiederum durch das Wort als dritte Instanz in Frage stellen läßt: Derselbe Text, den wir im Licht unserer aktuellen Zugänge und Fragestellungen durchforschen, schlägt auf uns zurück und trifft uns mit seiner unumgehbaren Andersheit; von ihm her und von ihm ausgehend spricht «Gott» zu uns. Und können wir dabei stehenbleiben? Wissen wir nicht auch, daß die Autorität des göttlichen Wortes sowohl das Zeugnis des unsers Selbstgenügsamkeit und unseren engstirnigen Horizont aufbrechenden Unendlichen begründet hat als auch den Diskurs, der die priesterliche Macht legitimiert? Eine rückwärts gelagerte Transzendenz ist immer doppeldeutig. Somit wird als letztes Kriterium die Einbildungskraft notwendig; sie erneuert, indem sie sich auf die vorhergehenden Instanzen stützt und — für den Gläubigen — letztlich eine erwartete Transzendenz anzielt. Wir werden darauf zurückkommen.

Ich habe hier mehrfach Gründe der Ungewißheit angemerkt. Ich bin nämlich gegenüber der erneuten unnachgiebigen Behauptung vorausgesetzter Gewißheiten eher skeptisch. Auffallend ist, daß man während des Kongresses diese unausweichlichen Ungewißheiten ohne Zeichen der Angst oder

jener hohlen Verstiegenheiten zur Kenntnis nahm, die im allgemeinen eine Flucht nach vorne meinen; als notwendig erkannt wurde auch die Zustimmung aller zur ständigen Forschung und Suche, kurz, zum Unterwegssein. Man hat eine beruhigende Darstellung der «Postmodernität» abgelehnt. Man hat gezeigt, daß es hinsichtlich der kritischen Kraft des Denkens kein Zurück mehr gibt, sondern eher eine Radikalisierung à la Nietzsche. Man hat den Theologen gedemütigt, indem man ihm seine Unzuständigkeit vorhielt hinsichtlich der Interpretation seiner Zeit jenseits der Mühe einer bescheidenen Unterscheidung der «Zeichen der Gegenwart Christi» oder des Aufweises von Übereinstimmungen mit der evangelischen Botschaft.

Und selbst die in meinen Augen ganz deutliche Hauptschwäche unseres Treffens läßt sich in solchen Begriffen interpretieren. Während wir den Anspruch angemeldet hatten, wir wollten uns auf die Schwelle zum dritten Jahrtausend begeben und dementsprechend arbeiten, haben wir doch sozusagen überhaupt keine Fähigkeit zur Vorwegnahme bewiesen, sei das in Form von Analysen oder von auf die Zukunft des Christentums bezogenen Entwürfen. Wir sind auf dem Gelände unserer Ideen und unserer heutigen Erfahrungen stehengeblieben. Aber hat man uns nicht gesagt, daß wir auf der Schwelle zu dem stehen, was wir nicht zu nennen wissen? Daß wir die Zukunft nicht in Perioden einteilen können? Daß die Illusion eines radikalen Wandels ebenso töricht und tödlich wäre wie die einer fraglosen Weiterdauer? Ist andererseits das Fehlen von Sicherheit für die Zukunft nicht ein unüberhörbarer Aufruf, voranzuschreiten? Wäre der Mangel einer mobilisierenden Utopie der Kirche und der Theologie etwa das Zeichen einer Zurückhaltung und Bescheidenheit, die gegenüber dem Unvorhersehbaren weniger beunruhigen als unser Mangel an schöpferischem Geist?

Natürlich hängt die Orientierung einer utopischen Träumerei von der Analyse der Gegenwart ab. Zwar teilte die Mehrheit derer, die das Wort ergriffen, nicht die beruhigenden Illusionen eines «Europa mit christlichem Kulturkern» oder einer «Rückkehr des Religiösen» als medienstarke Verheißung einer «neuen Welle der Evangelisierung»; dennoch schien sich diese Mehrheit gern auf eine heute sozusagen in der Luft liegende Religiosität zu berufen. Das geschah entweder mit dem Hinweis auf einen geheimen göttlichen Plan, der nur darauf warte, sich entfalten zu können, oder um eine fal-

sche Religion anzuprangern, die das freie und konstruktive Aug in Aug des Menschen mit dem Gott Jesu Christi nur vernebelt.

Immerhin hat der Gedankenaustausch vielen anderen und vor allem europäischen Theologen die Augen geöffnet für das vor uns liegende Hauptproblem, nämlich die offen bejahte und praktizierte Ungläubigkeit, die Gleichgültigkeit und Unkenntnis hinsichtlich dessen, was zum festen Grund der christlichen Botschaft gehört, nämlich die Entscheidungsmacht des Evangeliums, die Gestalt Jesu, die Nähe Gottes. Solcher Unglaube und solche Gleichgültigkeit sind zweifellos nicht mehr aggressiv, breiten sich aber ununterbrochen immer weiter aus und wachsen bei Jugendlichen unter fünfundzwanzig zu einer wahren Flutwelle an. Einige traditionelle Reste oder umgekehrt einige geglückte persönliche Lebensschicksale ändern an dieser Massenerscheinung nichts. Sie erfaßt alle Schichten und läßt sich von den umwälzenden Veränderungen im Lebensstil, die auch auf andere Kulturbereiche übergreifen, nicht mehr trennen.

Stellen diese Tatsachen jenseits der bloßen Feststellung einer Sackgasse in der Glaubensvermittlung der Theologie nicht die Frage nach der Eignung des Christentums, fortan einen symbolischen Bezug herzustellen, durch den Frauen und Männer ihrem Dasein einen Sinn verleihen, ihre Hauptprobleme in Angriff nehmen und sich gesellschaftlich integrieren können? Wenn wir die entscheidendsten spirituellen Erfahrungen gewisser Menschen darlegen, können wir uns noch nicht sicher sein, daß die Gottesfrage auch wirklich gestellt, und noch weniger, daß das Evangelium angenommen wird zusammen mit dem damit verbundenen Wagnis des Glaubens, einem Wagnis nach dem Maße dessen, das Gott in seiner Geschichte mit den Menschen auf sich nahm.

Man hat die grundlegenden Faktoren dieser charakteristischen Wandlung am Ende unseres zweiten Jahrtausends noch nicht angesprochen, wenn man die Grenzen der Religionskritik aufzeigt und auf die intellektuelle Glaubwürdigkeit des Glaubens hinarbeitet. Das Christentum zeigt im Abendland die Tendenz, zur Religion einiger Menschen und einiger Gemeinschaften zu werden, die ja gewiß überzeugt, aber letzten Endes unbedeutend sind. Nichts weist darauf hin, daß die sogenannte «postmoderne» Entwicklung daran etwas ändern wird. Vielmehr lassen viele Anzeichen darauf schließen, daß die wirtschaftliche Entwicklung in Osteuropa — so klar das Pendel nach den religiö-

sen Verfolgungen dort, wo sie herrschten, zurückschlägt — und in der Dritten Welt sehr ähnliche Wirkungen haben wird wie jene, die die Säkularisierung auf die gesellschaftliche Gestalt des abendländischen Christentums hatte, Einzelgeschicke ausgenommen.

Das alles war das Ergebnis mancher unserer Gespräche in Löwen. Es bleibt zu sagen, daß der stärkste Einspruch und Anspruch aus der Südhälfte unseres Planeten kam. Es war die Stimme der Armen und derer, die noch ärmer werden. Es war die Stimme der Stimmlosen, der um ihre eigene Kultur Betroffenen. Diesbezüglich wird das Abendgespräch am runden Tisch über die Lage der Theologie in den verschiedenen Erdteilen ganz besonders beeindruckend gewesen sein. Ein wirtschaftliches und politisches Problem, ich sagte es bereits. Ein erstrangiges kirchliches Problem auch. Denn ein ganzer Bereich der Kirche arbeitet, oft unter dem Deckmantel einer unpolitischen Pastoral, ständig den Unterdrückeroligarchien und ihren mächtigen ausländischen Mithelfern in die Hände. Und auch ein theologisches Problem, falls man die aggressiven und ein wenig kindischen Fragestellungen über frühere Verantwortlichkeiten einmal beiseite läßt, um sich über die Art und Weise Klarheit zu verschaffen, wie in diesen kämpferischen Debatten unser Theologietreiben heute ins Gewicht fiel. In dieser Hinsicht schien sich eine gewisse Einmütigkeit abzuzeichnen.

Dagegen wurde die Bedrohung, die auf der Zukunft des Lebens auf unserem Planeten lastet, so aufmerksam sich der Kongreß auch damit befaßte, im ganzen unterschiedlich eingeschätzt. Vom absoluten Katastrophendenken kam man über manche mittlere Standpunkte bis zu einer Wachsamkeit, die noch auf menschenmögliche Mittel vertraut, um der Bedrohung zuvorzukommen, und auf den wachsenden Willen, den bereits entstehenden Schäden abzuwenden oder die schlimmsten Katastrophen zu verhindern. Für die ganz Pessimistischen ist die Hoffnung ein überholtes und illusorisches Thema; nur die Verantwortung kann an ihre Stelle treten. Aber ist diese Verantwortung möglich ohne Hoffnung? Oder steht nicht vielmehr eine gewisse, einst modische Ideologie der Hoffnung in Frage?

Darum schien uns letzten Endes die Verbindung von drei Elementen erforderlich, damit uns eine positive Sicht der Zukunft gelingt: Zuerst ein anspruchsvoller und treffsicherer Sinn für die Verantwortung; er muß sich auf zugleich genaue und weitausgreifende Analysen stützen, die nicht im-

mer mit einem großmütigen Ja zu den revolutionären Errungenschaften des 19. Jahrhunderts zusammenfallen. Sodann die in Löwen oft beschworene diskrete, aber durchdringende Stimme, die uns sagt, daß man die Hoffnung bei denen lernen kann, die gelitten haben und in begrenzten Horizonten weiterfahren zu hoffen, mit wenigen Ergebnissen, wiederholten Mißerfolgen und unter der Drohung übermäßiger und unkontrollierbarer Mächte. Schließlich die schöpferische Einbildungskraft, von der wir oben sprachen und ohne die nicht die kleinste neue Hypothese entsteht.

Der große Historiker Paul Veyne erklärt in seinem lesenswerten Buch über den Dichter René Char den Einsatz einiger für das Unbekannte offenen Männer und Frauen in der französischen Widerstandsbewegung — einen Einsatz, der 1941 noch selten war und ohne jeden religiösen Bezug — folgendermaßen: «Die Lage schien 1941 verzweifelt; aber die Schönheit, die gut ist, lehrt nicht nur das, was man tun soll; sie legt auch nahe, daß man es tun kann und daß die Einbildungskraft mehr davon weiß als die Wirklichkeit.» Hätte Gott weniger suggestive Macht? Sollten die Theologen schwerhöriger sein als die Dichter?

Im Jahre 1972 ungefähr schien eine erste Phase der Geschichte von CONCILIUM zu Ende zu gehen. Es war die dem Versuch gewidmete Phase, der Theologie des Zweiten Vatikanischen Konzils auf dem Weg über eine offene und konstruktive Rezeption allgemein Anerkennung zu verschaffen. Die Direktion der Zeitschrift verstand es damals, einen neuen Zeitabschnitt einzuleiten. Kennzeichnend für ihn war ein mutiges Ja zu den «Geisteswissenschaften» und zur «interdisziplinären Arbeit», bald darauf zum freimütigen Wort der Dritten Welt und der Feministischen Theologie. Vermutlich war der Löwener Kongreß das Ergebnis dieser offenen Haltung. Jetzt müßte sich eine neue Phase von zehn Jahren auf tun mit einer weitausgreifenden Erneuerung der Persepektiven, denn die «loyale Opposition gegen Seine Majestät» genügt nicht mehr ganz, um eine theologische Forschung zu orientieren, auch nicht zu einer Zeit autoritären Drucks und schwelender Krise. Sollte man nicht eines Tages sagen dürfen: Für diese neue Phase war der jetzige Kongreß auch ein erster Beginn?

Aus dem Französischen übers. von Arthur Himmelsbach

(«CONCILIUM aktuell» erscheint unter der Verantwortung der jeweiligen Verfasser.)